

Theoretische Grundlagen

Drei Schritte braucht es, um die theoretischen Grundlagen der Transnationalismuskussion zu erfassen und ihre Implikationen ertragreicher als bisher zu nutzen. Im *ersten* Schritt müssen die empirischen, theoretischen und methodischen Quellen der Transnationalisten rezipiert werden. Transnationalen Migrationskonzepten wird dabei ein Recht auf Eigenständigkeit zugesprochen und die erhobene Kritik ist meist eine gleichsinnige. Trotz der aufkeimenden Zweifel sollen zunächst die Gewinne beachtet werden: Transnationalisten brachten eine überfällige Diskussion in der Migrationsforschung in Gang. Mit ihren quer zu eingeübten migrationswissenschaftlichen Perspektiven liegenden Begriffen veränderten sie die Aufmerksamkeitsverteilung und sorgten für epistemische Produktivität. Der Rezeptionsschritt soll aber keine lobpreisende Deskription sein. Bereits das Rezeptionsarrangement zeigt auf, wie die empirischen Verstörungen geschickt genutzt wurden, um methodologische Neuerungen einzuklagen und mit etablierten Theorien zu brechen.

Der *zweite* Schritt liegt damit auf der Hand und macht sich die Kritik an der Kritik zur Aufgabe. Die transdisziplinäre Erfolgsgeschichte der Transnationalisten führte gelegentlich zu unnötigen Wenden und vernachlässigte Kontinuitäten. Die Kontextabhängigkeit transnationaler Forschungen wurde ignoriert und soll hier am Beispiel der Anthropologie, Geschichtswissenschaft, Soziologie und Geografie betrachtet werden. Wie im ersten Schritt wird auch hier die Kluft zwischen der harten Klage und dem erfolgreichen Alltagsgeschäft der Migrationsforschung auffallen. Es wird also ersichtlich, dass Forscherinnen und Forscher mit der interdisziplinären Ausrichtung ihres Forschungsfeldes gut zurechtkommen, die theoretischen Fortschritte aber eher dürftig sind. So drängt sich die Frage auf, ob Interdisziplinarität zu leichtfertig als Allheilmittel gesehen wird, obgleich sie doch eigentlich Konstituens und Problem der Migrationsforschung ist.

Nun muss nicht mit allem gehadert werden, denn bei aller Kritik gibt es eine Alternative, die im *dritten* Schritt diskutiert werden soll. Ähnlich wie Hans-Joachim Hoffmann-Nowotny (1973) und Hartmut Esser (1980) ihre aufschlussrei-

chen Migrationstheorien im Kontext allgemeiner sozialwissenschaftlicher Theorien entwickelten¹, hat auch Michael Bommers (1999) seine differenzierungstheoretische Arbeit über Migration und den nationalen Wohlfahrtsstaat mit Bezug zur weit gereiften Systemtheorie entwickelt. Dieser Rückgriff auf systemtheoretische Grundlagen und die Verbindung mit der Migrationsforschung erscheint als ein vielversprechendes Unternehmen, das auch die theoretische Grundlage dieser Arbeit bilden soll.

Das transnationale Kritikpotenzial

Seit den frühen 1990er Jahren hat die Rede von Transnationalität kontinuierlich zugenommen. Die Migrationsforschung spezifizierte mit diesem Begriff die gesellschaftliche und sozialwissenschaftliche Globalisierungsdiskussion. Diese allgemeine Aussage verschleiert jedoch, dass sich die Auseinandersetzungen, Begrifflichkeiten und empirischen Befunde auf sehr unterschiedliche, wissenschaftstheoretische, sozialtheoretische, methodologische, empirische, normative, disziplinäre oder nationale Argumentationslinien beziehen. Weil diese Vielfalt praktisch nicht mehr zu überblicken ist und nicht allen Ansätzen die gleiche Aufmerksamkeit zukommen kann, muss auf eine umfassende Rezeption verzichtet werden. Was stattdessen geboten werden kann, ist eine quer zu den Ansätzen liegende Sortierung, die auf wissenschaftssoziologische Erkenntnisse zurückgreift und zugleich den Gewinn der transnationalen Ansätze heraushebt. Der Wissenschaft, als ausdifferenziertes Funktionssystem in der Gesellschaft, fällt die Aufgabe zu, sich um den Aufbau und den Gewinn neuer Erkenntnisse zu kümmern. Zur eigenen Reproduktion verwendet die Wissenschaft das Kommunikationsmedium ‚Wahrheit‘. Selbstverständlich wird heute nur noch selten absolute Wahrheit beansprucht. Andererseits werden selbst die schärfsten Kritiker des Wahrheitsanspruches nicht behaupten, dass sie lügen. Konstruierte und damit relativierte Wahrheit bleibt als Code der Wissenschaft bestehen. Um nun im Schema wahr/unwahr entscheiden zu können und um die wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu steuern, entwickelt das Wissenschaftssystem Theorien und Methoden. Die Theorien begrenzen und bestimmen, was der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit zugeführt werden soll. Und die Methoden sorgen innerhalb der Wissenschaftswelt für den richtigen Weg zur Erkenntnisproduktion (Luhmann 1992; Weingart 2006).

Dieser Konzeption folgend und weil es nicht ohne Empirie geht, richtet sich der Blick *erstens* auf die bearbeiteten Phänomene der Transnationalisten. Der Blick zeigt, welche Themen Zuwendung fanden. Weil diese Themen vielfach neu waren, folgte die Forderung nach neuen Theorien. Genau diese Theorien sollen

1 Vergleiche zu dieser Einschätzung auch den Nachruf auf Hoffmann-Nowotny (Bade/Bommers/Oltmer 2004).

im zweiten Unterkapitel erörtert werden. Im dritten und abschließenden Teil geht es um die Methodologie. Diese Gliederung zerreißt manche der Forschungen und presst sie in ein neues Korsett, das sie selbst nicht immer so wählen würden. Aber die Selektion und das Neuarrangieren ffnen den Blick für das Wirken der Transnationalisten.

Globalisierung, Migration und Transnationalität – die Empirie

Alle Diskutanten stellten früher oder später die Frage, ob die unter dem Schlagwort ‚Transnationalität‘ publizierte Erkenntnisse neu seien oder nicht. Das ist nicht verwunderlich, denn Forschung treiben ergibt nur dann Sinn, wenn etwas Neues gesagt werden kann. Ob neu oder nicht, wird in der Transnationalismuskonversation meist entlang von zwei Diskussionsachsen zu entscheiden versucht. *Erstens* kann darüber gestritten werden, ob die Phänomene historisch genuin neu sind und einer bestimmten gesellschaftlichen Situation zugeschrieben werden können. Dies beinhaltet auch die Frage, ob bestimmte Phänomene in der Welt an Bedeutung gewinnen. *Zweitens* kann diskutiert werden, ob die wissenschaftliche Aufmerksamkeitsverteilung geändert werden muss, weil die Phänomene bisher übersehen wurden. In der allgemeinen Globalisierungsdiskussion ist ein ähnliches Muster auszumachen. Giddens Globalisierungsdefinition, die eine Intensivierung weltweiter sozialer Beziehungen behauptet (1999 [1990]: 85), wurde stets entlang dieser beiden Diskussionsachsen kritisiert (z. B. von Albrow 1998 [1996]). Nun kann hier nicht pauschal entschieden werden, denn in manchen Fllen ist historische Neuheit zu betonen und in anderen Fllen kann über die Aufmerksamkeitsverteilung gestritten werden. Konsens dürfte jedoch sein, dass seit der Entstehung von Nationalstaaten nahezu jede Form von internationaler Migration transnationale Strukturen in familiärer, erzieherischer, rechtlicher, politischer, wirtschaftlicher, illegaler oder anderer Hinsicht nach sich zog und zieht.

So bekamen die Transnationalisten in den Blick, dass *Familien* nationale Grenzen übergreifende Strukturen aufbauten. Innerhalb dieser Familien wurde über lange Zeiträume und rege migriert. Manchmal sorgten nur einige wenige Familienmitglieder für den Unterhalt ihrer Familie in der Heimat, ein anderes Mal kam es zu familiären Kettenmigrationen. Besonderes Augenmerk wurde den Veränderungen von Macht- und Statuspositionen durch Transmigration geschenkt, weil Transmigranten hierarchische Gesellschaftsordnungen und vertraute Weltbildstrukturen durcheinander brachten (z. B. Rouse 1991; Goldring 1997; Berking 1998; Pries 2000). Des- und Reorganisationsprozesse von migranten Großfamilien wurden allerdings schon viele Dekaden zuvor im epochalen Werk ‚The Polish Peasant in Europe and America‘ von Thomas und Znaniecki beschrieben (1958 [1918-1920]). Auch waren transnationale *Erziehungsstrukturen* bereits bei der ‚Gastarbeiterforschung‘ ausgemacht worden, allerdings nicht unter dem Schlagwort ‚Transnationalität‘. Migranten aus Jugoslawien ließen ihre Kinder in der Großfamilie erziehen und hielten telefonisch Kontakt mit ihnen

(z. B. Katunarić 1978; Anić/Pavlinić-Wolf 1986; Vegar 1986). Heute ersetzen Reiche in den USA ihre europäischen Kindermädchen mit Chinesinnen, um ihren Nachwuchs sprachlich auf den Zukunftsmarkt China vorzubereiten. Gezeigt werden konnte auch, dass nationale Legislativen auf die Transformationen reagieren und transnationale *Rechtsstrukturen* kreieren. Die Türkei gewährt mit der sogenannten ‚permbe kart‘ ihren ehemaligen Staatsbürgern einen Status, der diese ‚Nicht-Mehr-Türken‘ mit Türken in der Türkei teilweise gleichstellt (vgl. Jurgens 2001: Fn 6; Faist 2000a). *Politischen* Transnationalismus kannte bereits die Diasporaforschung. Das Thema wurde aufgegriffen, um beispielsweise den Einfluss von Exilanten auf die Geschehnisse im Herkunftsland zu thematisieren oder umgekehrt danach zu schauen, wie Exilanten von den politischen Transformationen ihres Herkunftslandes im Zielland erfasst wurden (z. B. Cohen 1996; Djuric 2003; Carter 2005). Transnationale *wirtschaftliche* Strukturen und sogleich die Langzeiteffekte von Migrationen thematisierte die Diskussion vom ‚Brain Drain‘ zum ‚Brain Gain‘. Am Beispiel von indischen ‚Software-Migranten‘ wurde gezeigt, dass sich eine gewinnbringende Remigration nach langer Zeit einstellen kann (z. B. Hunger 2000, 2004). In anderen Studien wurde die enorme Bedeutung von Geldüberweisungen für die Familie und Wirtschaft im Herkunftsland unterstrichen (z. B. Cohen 2004; Pries 1996: 461). Ein Thema, das in der Politik und Entwicklungszusammenarbeit auf besonderes Interesse stieß (Black/Eastmond/Gent 2006). Transnationale Strukturen der *Illegalität* wurden von Müller-Mahn (2000) am Beispiel von in Paris lebenden Migranten aus einem ägyptischen Dorf thematisiert. Geschildert werden konnte, wie ein einmal initiiertes Migrationspfad für seine Kontinuität auf das konstitutive Element der Illegalität angewiesen ist. Illegalität führt außerdem zur Herausbildung von besonderen Netzwerkstrukturen in der funktional differenzierten Gesellschaft (vgl. Tacke 2000; Bommers/Tacke 2006). Die Studien von Lutz (2003) über Dienstmädchen in westlichen Privathaushalten thematisieren die Semilegalität und Doppelmoral solcher Dienstleistungen. Nicht zuletzt über die Fokussierung auf Geschlechterrollen (z. B. Yeoh/Huang/Willis 2000) fanden auch Fragen von Gerechtigkeit und Ausbeutung Eingang in das Themenspektrum. Insgesamt neigten die Forschungen dazu, die positive Seite von Migration zu betonen und selbst bei tragischen Migrationsfällen den kreativen Umgang von Migranten mit misslichen Lagen zu unterstreichen. Zugleich war klar, dass nicht jede Migrationsbiografie vorbehaltlos als geglückte Selbstverwirklichungsstrategie westlicher Prägung zu betrachten ist.

Dieses selektive Kaleidoskop verdeutlicht, dass die Forschungsfragen kleinteiliger wurden und das migrante Leben stärker beachtet. Und weil sie genauer und auf die kleinen Dinge schauten, trat der sonst so omnipräsente Nationalstaat zunehmend in den Hintergrund. Der Blick auf Familien oder Gemeinschaften brachte neue Erkenntnisse über den Kontext von Migrationsentscheidungen. Die von einfachen Push-und-Pull-Modellen unbeantwortete Frage, warum es so wenige Migranten aus den meisten Orten gibt, aber gleichzeitig so viele Migranten

aus nur wenigen Orten (Faist 2000b: 3ff.) konnte besser beantwortet werden. Eine These hierzu lautet, dass es Haushalten nicht primär um eine Verbesserung des Einkommens in absoluten Zahlen geht, sondern um eine Einkommensverbesserung in Relation zu anderen Haushalten (Massey et al. 1993: 438). Ebenso wurde verstärkt betont, dass eine Akkumulation von Wissen über Migration die Wahrscheinlichkeit für weitere Migrationen steigen lässt (ebd.: 461). Unabhängig von der Frage nach den theoretischen Orientierungen, kann für den Großteil der Forschungen reklamiert werden, dass sie den Referenzrahmen Nationalstaat in Frage stellten. Theorien, in denen der Nationalstaat eine große Rolle spielte, wurden fast unterschiedslos als Negativfolie verwendet. Als aber der Maßstab Nationalstaat verschwand, zogen andere Einheitsbegriffe in die Diskussion ein. Sogar bei der Rede von Netzwerken stellte sich der Eindruck ein, dass es sich um Wesenseinheiten handele.

Diese Studien und ihr Wachstum brachten die Transnationalisten zum Schluss, dass die Themen historisch neu und der Aufmerksamkeit wert seien. Seit den 1960er Jahren seien starke Veränderungen und quantitative Zunahmen von Migrationsmustern weltweit zu erkennen (Pries 1996: 457). Castles und Miller (1993) sprachen von einem Zeitalter der Wanderungen. Stuart Hall bezeichnete Migration in einem Interview als „das historische Geschehen der Spätmoderne“ und sagt weiter, dass die Diaspora-Erfahrung, die früher noch mit Entwurzelung und Entfremdung umschrieben wurde, heute zur klassischen Erfahrung geworden sei (Hall in: Chen 2000 [1992]: 16). Eine erste Zahlenreflexion lässt aber Zweifel an quantitativen Steigerungslogiken aufkommen. Zwar ist der von Pries erwähnte Anstieg der globalen Migrantenzahlen (definiert als Personen, die nicht in ihrem Geburtsland leben) offiziell bestätigt (die United Nations Population Division schätzte die Zahl im Jahr 1960 auf rund 79 Millionen und 2005 auf 191 Millionen), doch ihr Anteil an der Weltbevölkerung lag 1960 bei 2,5 Prozent, 1990 bei 2,9 Prozent und 2005 bei 3,0 Prozent. Das Zahlenargument verpufft weiter, weil der Zuwachs in den 1990er Jahren zu einem Fünftel auf die Auflösung der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Jugoslawiens zurückzuführen ist, als Grenzen über Menschen wanderten und Menschen statistisch zu Migranten wurden, die nie migriert waren.² Politische Entwicklungen wie der Zusammenbruch der osteuropäischen Diktaturen eröffneten zudem erst die Möglichkeit zu wandern. Verbesserte Transport- und Kommunikationsinfrastrukturen erleichterten es schließlich auch große Strecken schneller und kostengünstiger als zuvor zu überwinden. Zusammengefasst bedeutet dies aus einer individuellen Perspektive, dass entfernt liegende Orte leichter als zuvor in den eigenen Handlungs- und Erlebnishorizont integriert und so zum Teil der individuellen und vertrauten Lebenswelt werden können.

2 http://www.un.org/esa/population/publications/migration/UN_Migrant_Stock_Documentation_2005.pdf, S. 1, (20.12.2006).

Neue Migrationen – neue Theorien?

Die genannten und andere Migrationsphänomene bildeten und bilden den empirischen Referenzrahmen für die theoretische Auseinandersetzung. Der Wortsinn von ‚Auseinandersetzung‘ beschreibt den Prozess ebenso trefflich wie Cohens Beobachtung über die sich einstellende Gemütslage: „Migration scholars – normally a rather conservative breed of sociologists, historians, demographers and geographers – have recently been bemused to find their subject matter assailed by a bevy of postmodernists, novelists and scholars of cultural studies“ (Cohen 1997: 127). Die Hauptkritik der Transnationalisten lautete, dass die bekannten Wanderungs-, Integrations- oder Assimilationstheorien, mit ihrer konzeptionellen Dreigliederung von Migration in eine Entscheidungs- und Aufbruchphase im Heimatland, in einen diskreten und unidirektionalen Akt der körperlichen Wanderung und an- und abschließend in einen intergenerationalen Eingliederungsprozess, unter globalen Bedingungen zunehmend obsolet werden. Neue Formen der zirkulären und oszillierenden Migration gewannen an Bedeutung und neue plurilokale Lebensführungen sowie transnationale Verflechtungszusammenhänge würden sich ergeben (vgl. Pries 1996). Weil die alten Theorien nicht sahen, was die neuen behaupteten, konnte man sich das gründliche Lesen der alten Theorien ersparen – zu den Neologismen war dort nichts zu finden. Wenn man dann noch großzügig die unterschiedlichen Erklärungsreichweiten akzeptierte, fiel dieses Manko auch kaum auf. Das Distinktionsbestreben zwischen alten und neuen Theorien war und ist ausgeprägt, wie an der Rhetorik oder dem Zitierverhalten zu erkennen ist (z. B. bei Pries 2001; Goebel/Pries 2003; Esser 2003). Innerhalb der heterogenen Kritikgemeinschaft sind zwei unterschiedliche Strömungen zu erkennen. Die erste ist eine fundamentale Kritik an Primärkategorien. Die zweite Strömung profitierte davon und versuchte darauf aufbauend neue, mehrheitlich deskriptive Migrationstheorien zu entwickeln.

Fundamentalkritik

Die Fundamentalkritik speiste sich aus poststrukturalistischen, postkolonialen oder postfeministischen Argumenten. Diese hier als Postismen bezeichneten Strömungen starteten mit einem wesentlichen Widerspruch, der heute zwar etwas wohlfeil geworden ist, doch noch immer ein Grundsatzproblem ist. Allenthalben ist dort zu lesen, dass es um ein Ende der großen Erzählungen gehe, aber man „wird sofort konzidieren müssen, daß dies selbst eine Erzählung ist, ein *métarécit*.“ (Luhmann 1998b: 1144). Geeint werden die Postismen durch ihre Zweifel an modernistischen Erzählungen und scheinbar unverrückbaren Gewissheiten (Berndt 2001: 246). Hier soll die große Erzählung der Postismen vor allem in Bezug auf die Migrationsforschung interessieren und in diese fallen sie mit den Debatten über Kultur, Nation und Identität ein. Und weil die Diskussionen um Inter- oder Multikulturalität, um Integration oder Assimilation fast ausnahmslos mora-

lisch-normative Komponenten beinhalten, haben die Postisten viel zu kritisieren. Ungerecht zugespitzt könnte man sagen, dass sie eigentlich nur die Gegenseite der Mehrheitsmeinung benennen müssen, um Aufmerksamkeit zu erregen.

Ein wichtiges Teilelement der Kritik richtete sich sodann auch gegen normative Assimilationsforderungen der Mehrheit und verlangte, mehr Inter- und Multikulturalität zu wagen oder doch wenigstens den Zustand der Multikulturalität zu akzeptieren. Das in der Kritik enthaltene Unbehagen gegenüber einem normativen Assimilationsbegriff hat sehr unterschiedliche Wurzeln. Eine reicht etwa auf die Ereignisse im Prozess der Nationenbildung zurück. Ereignisse, denen immer das gleiche Schema zugrunde lag: Die Minderheit oder die ohnmächtige Gruppe hatte differenzkonstituierende Praktiken aufzugeben und sich an die Mehrheit anzupassen. Das tragischste und eindrucklichste Ereignis in diesem Zusammenhang ist die jüdische Erfahrung in Europa. Trotz stets vorhandenem Antisemitismus galten viele Juden im 19. Jahrhundert als assimiliert und obgleich der Begriff auch innerhalb der jüdischen Glaubensgemeinschaft umstritten war, verwendeten Juden den Begriff zur Selbstbeschreibung. Die Ereignisse im Umfeld der sogenannten Dreyfusaffäre 1894 brachen mit diesem Selbstverständnis, und der Holocaust sollte es später endgültig zerstören. Theodor Herzl schloss aus der Dreyfusaffäre auf die Unmöglichkeit von Assimilation: „Everywhere we Jews have tried honestly to assimilate into the nations around us, preserving only the religion of our fathers. We have not been permitted to... We are a nation – the enemy has made us one without desiring it... We do have the strength to create a state and, moreover, a model state“ (Herzl in: Cohen 1997: 19)³. Historisch unangenehme oder gar tödliche Erfahrungen mit einem transitiven Assimilationsgebot traf viele Gruppen im Prozess der Nationenbildung, die nun von Homogenisierungsprogrammen besonders in der Schule und im Militär erfasst und bis zur Unkenntlichkeit hin assimiliert wurden (vgl. Bommes 2002a: 236). Sie wurden zur Übernahme einer Sprache gezwungen, die nun als Nationalsprache galt, mussten auf religiöse Praktiken oder andere Brauchtümer verzichten. Diese Assimilationspolitiken schufen Konfliktkonstellationen, die bis heute anhalten und immer wieder aufbrechen. Prominente europäische Beispiele sind das Baskenland oder Katalonien und auch beim Zerfall Jugoslawiens und der aktuellen Sicherheitspolitik in Südosteuropa spielten und spielen alte Konfliktkonstellationen eine entscheidende Rolle (vgl. Atanasova 2004; Cross/Kommenich 2005). Dieser Konfliktdauer steht aber die Beobachtung entgegen, dass heute wesentliche Teile der privaten und kulturellen Lebensführung von den Funktionssystemen der Gesellschaft als freie Entscheidungen akzeptiert werden (vgl. Bommes 2002a: 237) und es somit auf den Kontext ankommt, ob die Gegenreaktion auf Assimilation ein politischer Korrektheitsreflex ist oder ob merkwürdige Schuld-

3 Meyer et al. (1997) haben diesen Drang zur Nationalstaatenbildung allgemein beschrieben und vielfach als ‚exogenously driven‘ identifiziert. Die von Herzl als äußerer Zwang beschriebene und geforderte Nationenbildung ist also kein Einzelfall.

verschiebungen und einseitige Assimilationsaufforderungen an Migranten angeprangert werden.

Ihren positiven Ausweg fand die Assimilationskritik im gesellschaftspolitischen und wissenschaftlichen Leitmotiv einer multikulturellen Gesellschaft. Im Kontext von Migration und grundlegendem sozialen Wandel formulierte der kanadische Premierminister Pierre Elliot Trudeau 1971 Multikulturalismus als Politik: „Although there are two official languages, there is no official culture, nor does any ethnic group take precedence over any other“ (Trudeau in: Kobayashi 1993: 205). Fortan galt Multikulturalismus als kanadische Institution und verbreitete sich (vgl. Bronfen/Marius 1997a). In Deutschland wurde die Gleichwertigkeit *verschiedener* Kulturen prominent vom CDU-Politiker Heiner Geißler zusammengefasst. „Wenn wir es gut meinen mit unserer Zukunft, muß sich unser Volk auf eine multikulturelle Gesellschaft vorbereiten. Darin bewahren wir selbstverständlich unsere deutsche Identität, leben aber in Toleranz und gegenseitiger Achtung mit deutschen Staatsbürgern zusammen, die sich zu unserer Verfassung bekennen, die aber durchaus eine andere Herkunft, eine andere Hautfarbe oder eine andere Muttersprache haben“ (Geißler 1991). Multikulturalismus war niemals nur Stichwortgeber und Gegenwartsdiagnose, sondern immer auch politische Zielvorstellung und als solche selbstverständlich umkämpft. Zu Beginn des neuen Jahrtausends erlitt dieses Ziel, das von seinen Gegnern nicht einmal mehr als ein solches anerkannt wird, herbe Rückschläge. Multikulturalismus gilt nun als Illusion (Preuß 2001), als ein Traum aus dem man langsam erwacht (Scheffer 2002) und von dem man schnellstmöglich Abschied nehmen sollte (Schönbohm in: Schneider 2006). Multikulturalismus als politisches Leitmotiv wurde von seinen Gegnern erfolgreich mit Unbill und Schönfärberei assoziiert.

Verlässt man die Politarena und enthält sich eines Urteils über das Verhältnis von Politagitation, Mehrheitsfindung und Welt-da-draußen, dann fällt im Bereich der wissenschaftlichen Theoriebildung ein für diese Arbeit bedeutsameres Problem auf. Zwar wurde mit multikulturellen Konzepten auf die Gleichwertigkeit von Kulturen aufmerksam gemacht, wurde also ein Stück weit Abschied genommen vom europäischen Habitus die Welt außerhalb Europas als eine rückständige Welt zu sehen, doch das Problem mit dem Kulturbegriff konnte auch diese Debatte nicht zufriedenstellend lösen. Letztendlich setzt der multikulturelle Ansatz Kultur voraus und „die Rede von der kulturellen Diversität [repräsentiert] eine radikale Rhetorik der Trennung von Kulturen, die als Totalität gesehen werden“ (Bhabha 2000 [1988]: 52). Welsch (1994) bezeichnete den Multikulturalismus daher als kultur-rassistisch – Kultur_A werde weiterhin von Kultur_B getrennt. Solange die Theorie des Multikulturalismus weiterhin im Modus Kultur beobachtet, setzt sie Kultur neben Soziales und schottet Kultur damit vor sozialen Änderungsprozessen ein Stück weit ab. Vielleicht fördert es das Verständnis, sich Multikulturalismus als eine Art Kulturgefängnis vorzustellen. Jedes Land oder jede Kultur ist dann ein solches Gefängnis und die Wissenschaftler sind die Wärter. Migration führt Fremde ins Gefängnis, die, soweit ist man nun, auch einen

Platz bekommen sollen. Einen Platz, der ihre Eigenständigkeit gewährleistet und ihnen von der Mehrheitsgesellschaft – den Langzeithäftlingen mit wenig Lust an Veränderungen – zugewiesen wird. Sollte gegen den zugewiesenen Platz aufbegehrt werden, dann entsteht ein Streit, der sich im Wesentlichen um Fragen der Anerkennung drehen wird (so z. B. bei Müller 1994). Die (wissenschaftlichen) Wärter glauben von außen im Sinne des Guten zu schlichten und sind doch vielleicht selbst Teil des bösen Spiels. Das Bild überzeichnet die Situation, doch die Beschreibung trifft grundsätzlich zu.

Es dämmerte abermals, dass Theorien und empirische Forschungen von normativ-politischen Wertvorstellungen überfrachtet und „deutlich der politischen Debatte der Integrationsleitbilder“ gefolgt waren (Krummacher 1998: 324; vgl. Leggewie 2000: 88). Und es dämmerte, dass das Konzept des Multikulturalismus theoretische Schwächen hatte. Der Begriff Kultur umspannt zu viele Aspekte, wird unhandlich und unbestimmt. Am Ende überzieht die Semantik der Kultur alles, was kommuniziert werden kann, mit Kontingenz. Um diese Gedanken beginnt sich die Kritik am Kulturbegriff zu radikalieren. Das zentrale Argument kumulierte in der Aussage: „There’s no such thing as culture“ (Mitchell 1995). Damit stieß die Geografie in eine Diskussionsarena, die in anderen Disziplinen bereits gründlich bearbeitet worden war.⁴ Doch jenseits des Streits, ob hier theoretische Innovationen vertreten werden oder nicht, interessieren die Gemeinsamkeiten. So rebellierten die Postisten gegen jegliche Vorstellung von Reinheit und in sich abgeschlossenen Einheiten. Jeder Versuch Heterogenes zu vereinheitlichen, jeder Gestus der Begriffsherrschaft, jede Annahme, dass Dinge nur so und nicht anders sein können, kam auf den Prüfstand. Dabei war nicht nihilistischer Relativismus das Ziel, sondern grundlegende Gesellschaftskritik. Alle modernen Einheitskandidaten wie Nation, Kultur, Natur, Rasse, Individuum, Identität, Geschlecht etc. wurden dekonstruiert.

Neue Zeitschriften wie die 1988 gegründete ‚Public Culture‘ machten das Entrücken von Perspektiven zum Programm. Der modernistisch-intellektuelle Raum, der durch die Trennung in Erste, Zweite, Dritte und Vierte Welt markiert war, sollte zu einem prinzipiell offenen Raum werden, zu einem Raum, in dem immer auch andere Unterscheidungen getroffen werden können (vgl. Kearney 1995: 556). Weil fast jede Bezeichnung mit einer Machtausübung gleichgesetzt wurde, bemühte man sich auch, die eigenen Kategorien fortwährend zu brechen und sich von ihnen selbst zu distanzieren. Fluidität, Juxtapositionen oder Intersektionen wurden nicht allein als Phänomen betont, sondern in das eigene Theorieprogramm eingeschrieben. Im Extremfall wird dann nicht einmal mehr zwischen der Sache, die ein Begriff bezeichnen soll, und der semantischen Tradition des Begriffes unterschieden. Dass die Anthropologie hier besonders aktiv war, verwundert nicht, denn sie forschte traditionell außerhalb der westlichen Welt

4 Vgl. zu diesem Thema für die Geografie allgemein Mitchell (2000), für die deutschsprachige Geografie siehe besonders die bildhafte Darstellung von Sahr (2003).

und war dort stärker als andere Disziplinen mit abweichenden Weltdeutungen und anderen Gesellschaftsstrukturen konfrontiert (Kearney 2005). In der ersten Ausgabe der 1991 gegründeten Zeitschrift ‚Diaspora: A Journal for Transnational Studies‘ ist zu lesen:

„[...] Scholars from several disciplines write about diasporas, or transnationalism, or both. Their work replicates no template and shares no single theory, precisely because the journal has no preconceived identity or profile apart from its concern with whatever will contribute to the study of all aspects of transnationalism and its classic exemplar, the diaspora. Linked as they are to nationalism and current struggles, these terms are emotionally and intellectually charged. We will publish articles representing diverse and even mutually contradictory ideologies and political affiliations, including those with which we disagree.“⁵

Die Dekonstruktion von Einheiten führte zur Rede von Hybridität. Dabei wurde Hybridität nicht immer als analytische Denkfigur verstanden, sondern fahrlässig als neue Einheit dargestellt, die dann sofort Kritik provozierte. Das hybride Bild, so der Vorwurf, sei nur eine weitere gebundene Darstellung der Realität, sei selbst hegemonial, befremdlich spontan und wenig elaboriert (Friedman 1999: 237). Immerhin diente Hybridität als Gegengift zu puristischen Vorstellungen (vgl. Nederveen Pieterse 1998: 104; 2001). Bei alledem ist zu berücksichtigen, dass ein Großteil der Kritik von Autorinnen und Autoren erhoben wurde, deren Arbeitsschwerpunkt zuvor nicht Migration gewesen war.⁶ Das ist kein absoluter Makel, zumal die Migrationsforschung zuvor den Anschluss an die Debatten zur Inter- und Multikulturalität verloren hatte und erst über den Weg der Transnationalismusdebatte wieder in deren Nähe geführt wurde (vgl. Bommes 2000: 7). Die vorhandene Bruchlinie ist aber auch keine Nebensächlichkei und der Verweis auf sie hilft beim Verstehen von manchen Miss- und Unverständnissen oder beim Urteil über Vorsprünge und Rückstände: „Population geography and migration studies have come late to feminist and poststructural theoretical approaches, and, as a result, the points of difference are clearer than the points of continuity. The challenge for geography is to embrace these new theorizations and analytical priorities without losing the points of continuity that form the basis for much of our understanding of mobility“ (Silvey/Lawson 1999: 129).⁷

Interessant ist auch, dass nicht wenige der Wortführer selbst Migranten waren und die verstörenden Beschreibungen und Analysen teilweise von Angehörigen nicht-westlicher Gemeinschaften und hier wiederum von Frauen kamen (Kearney 1995: 560). Diese Konstellation macht vielleicht verständlich, weshalb

5 <http://www.utpjournals.com/diaspora/diaspora11.html> (27.12.2006).

6 Die meisten Wortführer der Debatte (zum Beispiel Arjun Appadurai, Homi K. Bhabha oder Stuart Hall) bezeichnen sich meines Wissens nicht als genuine Migrationsforscher.

7 Vgl. dazu auch Boyle (2002).

sich die deutschsprachige Geografie dieser Wende nur halbherzig annahm (vgl. Lossau 2000: 23) und sich die deutschsprachige Bevölkerungsgeografie diesen Wendungen noch zögerlicher öffnet.⁸ Nimmt man an, dass die persönliche eher als die textliche Konfrontation zu Zustimmung führt, dann erkennt man einen Grund für die Situation in Deutschland: Die persönliche Konfrontation fand in Deutschland schlichtweg selten statt. Wichtige Vertreter dieser Strömungen in der deutschsprachigen Geografie hingegen sind über wissenschaftlich-biografische Stationen im Ausland mit den Postisten verbunden (vgl. z. B. Boeckler 1999; Lossau 2000, 2002; Berndt 2001, 2004). Ähnliches fällt mit einem Blick auf die Belletristik auf. In Großbritannien wurde Literatur von Migranten bereits in den späten 1950er Jahren prominent. Bereits damals spielten die Autorinnen und Autoren bewusst mit ihrer von der Mehrheitsgesellschaft als defizitär betrachteten Sprache (vgl. Korte/Sternberg 1997). Neben der Tatsache, dass Migranten in Großbritannien, aber auch in Frankreich, früher ankamen und folglich auch wahrgenommen werden konnten, ist zudem zu beachten, dass etwa nordafrikanische Franzosen oder indische Briten trotz Diskriminierung immer auch als Franzosen oder Briten gesehen wurden, und wenn sie diskriminiert wurden, folglich als Inländer und nicht als Ausländer diskriminiert werden mussten. Deutschland kennt eine solche Geschichte nicht, sodass „das Fremde niemals die Chance hatte, den Anspruch auf Diskriminierung erster Klasse zu stellen“ (Nassehi 2000: 63; vgl. Sankoh 2001). Die jüngsten deutschen Kinofilme von Migranten der ‚ersten Klasse‘ sind ein Indiz für eine Angleichung der sozialen Befindlichkeiten in Frankreich, Großbritannien und Deutschland.⁹

Im Ergebnis erweiterte sich der Migrationsbegriff. Besonders Transnationalität bezieht sich nicht allein auf die Bewegung von Menschen in zwei nationalen Kontexten, sondern umfasst auch imaginierte Mobilität: „But there is a peculiar new force to the imagination on social life today. More persons in more parts of the world consider a wider set of possible lives than they ever did before“ (Appadurai 1998b: 53). In einer weiteren Annäherung ist demnach in dieser Arbeit von Transnationalität die Rede, wenn sich Handlungs- und Erlebnishorizonte von

-
- 8 Die wenigen Lehrbücher zu Bevölkerungsgeografie arbeiten den Konstruktionscharakter von Rasse und in der Folge Rassismus nur in sehr unbefriedigender Weise auf. Bei Leib/Mertens werden Geschlecht und Alter als die beiden fundamentalen *natürlichen* Gliederungsmerkmale einer Bevölkerung bezeichnet, zu denen per Gewohnheit auch ‚rassische‘ Zugehörigkeit als eine *biologisch-natürliche* Kategorie hinzugerechnet wird – mehr Worte verloren sie damals nicht (1986: 84).
- 9 Gemeint ist zum Beispiel Fatih Akins preisgekrönter Film ‚Gegen die Wand‘ (2004). Verglichen mit ähnlichen Produktionen (zum Beispiel ‚My Beautiful Laundrette‘ 1986 in Großbritannien; ‚La Haine‘ 1995 in Frankreich) haben ‚Immigranten-Filme‘ jedoch erst sehr spät ihren Platz in deutschen Kinos gefunden. Angesichts der Aufstände in England oder Frankreich ist es allerdings eine offene Frage, welche Integrationspolitik und -rhetorik den größeren Erfolg garantiert (vgl. Luyken 2001; Boyes/Huneke 2004).

Migranten längerfristig an wenigstens zwei Nationalstaaten ausrichten oder eben über einen Nationalhorizont hinausgehen.

Transnationale Migrationen und neue Beschreibungen

Weil sich die Methode der (trivialiserten) Dekonstruktion totläuft, sobald alle ‚Bösen‘ identifiziert und entlarvt worden sind und weil noch immer gewusst werden will, wer, wann, warum, woher, wohin und mit welchen Folgen wandert, wagte man sich wieder an Konstruktionen (z. B. Pries 1997a; Faist 2000b). Bei diesen neuen Beschreibungen von Mobilitätsprozessen wurde auf flüssige, vergängliche und wandelbare Formen zurückgegriffen, mit denen ökonomische, soziale und politische Prozesse jenseits des Nationalstaates erfasst werden sollten (Urry 1996: 1979). So rückte etwa Appadurai Migrationen, Entterritialisierungen und die globale Verbreitung von Massenmedien ins Zentrum des Interesses und identifizierte vorläufig fünf Scapes: Ethnoscapes, Technoscapes, Finanscapes, Mediascapes, Ideoscapes. Das Suffix ‚scape‘ soll Fluidität anzeigen und darauf hinweisen, dass keine Relationen objektiv zu vermessen sind, sondern perspektivische Konstruktionen verhandelt werden, die von Nationalstaaten, subnationalen Gruppierungen und individuellen Akteuren vollzogen oder imaginiert werden können (Appadurai 1990).¹⁰ „Ces flux et les paysages qu’ils dessinent ne sont ni convergents, ni isomorphes. C’est la dissociation des différents vecteurs qui caractérise le monde contemporain“, schreibt Abélès zu Appadurais Idee (2001: 16). Zwar mögen die Ansätze zum Forschen stimulieren, doch die abschließenden Ordnungen bleiben meist Ein-Mann- oder Kleingruppen-Ordnungen, die nur mühsam auf andere Phänomene übertragen werden können.

Andere versuchten daher aus der Empirie Taxonomien zu entwickeln, um weitere Forschungen anzuleiten.¹¹ Pries taxonomierte vier Migrationstypen: Transmigranten, Emigranten/Immigranten, Remigranten und Diaspora-Migranten (Pries 2000: 60). Die starke Fokussierung auf migrante Idealtypen steht zwar im Widerspruch zu Differenzierungstheorien, ist aber strategisch günstig, weil über den Typ Transmigrant nichts in der Literatur zu finden ist – zumindest nicht unter diesem Etikett. So kann man neue Forschungsarbeiten rechtfertigen und neue Theorien einklagen, ohne den anderen Migrationstheorien zu nahe treten zu müssen. Emigranten/Immigranten können schließlich mit Wanderungs- und Ein-

10 Albrow spricht alternativ von ‚socio-scapes‘ oder ‚sozialen Landschaften‘ (1997; oder auf Deutsch 1998). Andere führen ‚sacriscapes‘, ‚leisure-scapes‘, ‚armscapes‘, ‚fashion-scapes‘ oder ‚drugscapes‘ ein (vgl. Dürrschmidt 2002: 64).

11 Neue Taxonomien legen zwar oftmals die Finger in die Wunde von anderen ungünstigen Taxonomien, können das Kritisierte aber nicht immer ersetzen. Lucassen und Lucassen (1997) diskutieren eine ähnliche Problematik, wenn sie drei in der Migrationsforschung übliche Differenzierungen und deren Folgen erörtern. Sie zeigen, dass die Trennungen zwischen erzwungener und freiwilliger Migration, zwischen Sesshaftigkeit und Bewegung sowie entlang politischer, zeitlicher und geografischer Rahmungen zweifelhaft sind, bieten aber keine Lösung an.

gliederungstheorien erfasst werden (z. B. mit Hoffmann-Nowotny 1973; und Esser 1980). Die Literatur über Remigration mag zwar nicht so umfangreich sein, doch auch hier ist das Feld bestellt (vgl. King 1978; Pagenstecher 1996; Haug 2001). Die wissenschaftliche Literatur über Diasporamigranten ist praktisch nicht zu überschauen. Zudem sind Diasporas in religiösen und politischen Kommunikationszusammenhängen ausführlich thematisiert worden (vgl. Cohen 1997). Mit der Hypostase des Transmigranten, als einen von all dem differenten Typ, erspart man sich obendrein eine eingehende Lektüre der etablierten Theorien.

Man kann über ein solches Vorgehen unterschiedlicher Meinung sein, man kann auch der Meinung sein, dass die hier gewählte Darstellung unfair ist. Aber über ein Manko wird man nur schwerlich hinwegsehen können. Die Postismen, Transismen oder Neologismen verhalten sich zu ihren Kritikobjekten wie die DDR zum Kapitalismus bei ihrem Versuch, zu überholen ohne aufzuholen. Das Gros der transnationalen Konzepte ist nicht in der Lage, den kritisierten Bezugsrahmen Nationalstaat strukturell zu ersetzen.¹² Die Rede von transnationalen sozialen Räumen sorgt zwar für eine Minimalstruktur, doch Raumgrenzen erscheinen als Außengrenzen der sozialen Welt eher ungeeignet. Dies gilt insbesondere im Kontext des Primats der funktionalen Differenzierung:

„Raumgrenzen machen für die auf Universalismus und Spezifikation angelegten Funktionssysteme keinen Sinn – es sei denn als segmentäre Differenzierung (zum Beispiel in politische Staaten) innerhalb von Funktionssystemen. Der Funktionsbezug fordert zum ständigen Kreuzen von territorialen Grenzen auf: zum Empfang ausländischer Provenienz, zur Bemühung um internationale Kredite, zu politisch-militärischen Vorkehrungen jenseits der eigenen Grenzen, zum Copieren von Schul- und Universitätssystemen der fortgeschrittenen Länder usw.“ (Luhmann 1998b: 809)

Abschließend ist jenseits der Streitigkeiten zu bemerken, dass unter den Transnationalisten Einigkeit darüber herrscht, dass sich enge und restriktive (territoriale) Kopplungen, von welchen Einheiten auch immer, auflösen und zu neuen Zusammenhängen zusammenfinden – ganz gleich, ob nun von Entterritorialisierungen, transnationalen Verflechtungszusammenhängen oder Ähnlichem die Rede ist. Systemtheoretisch formuliert ist die Transnationalismusthese im Kern eine empirische Infragestellung einer strikten Kopplung von sozialen Systemen und be-

12 Zwischen deutschen und angelsächsischen Artikeln zeigen sich übrigens massive Unterschiede im Diskussionsstil. Eine stereotype Ordnung ist unangebracht, doch tendieren angelsächsische Beiträge zu einem argumentativen Essaystil mit dem Ziel, mittels einer eleganten und intelligenten Argumentation jemanden zu überzeugen. Ausgangspunkte sind meist mit viel primärer Evidenz ausgestattete Thesen, die überprüft und mit Empirie angereichert werden. Nur selten werden diese These auf eine theoretische Anschlussfähigkeit oder Ausbaufähigkeit hin geprüft. Die in Deutschland übliche Verwendung eines wissenschaftlichen Sprachregisters erschwert hingegen das Verständnis vieler Texte für Laien und Experten und behindert inspirierende Gedankentransfers (vgl. Clyne 1987).

hauptet eigentlich nur, dass nicht alle sozialen Systeme nationalstaatlich eingehegt sind (Bommes 2002a: 232).

Methodologischer Nationalismus – Methodenkritik

Wenn man der vorangegangenen Kritik an der Aufmerksamkeitsverteilung und an den ‚Sehdefiziten‘ zustimmt, dann ist eine Methodenkritik zwingend. Sie ist zwingend, weil richtige Methoden nicht zu diesen unwahren Schlüssen oder Ergebnissen hätten führen dürfen, hingegen falsche Methoden zu wahren *und* unwahren Ergebnissen führen können. Die dazugehörige Metaerzählung der Transnationalisten ist die Kritik am sogenannten methodologischen Nationalismus.

In einer Genealogie kann die Kritik am methodologischen Nationalismus auf Anthony D. Smith zurückgeführt werden. Er erwähnte 1979 kurz die universale Bedeutung dieser Perspektive (1979: 191) und arbeitete seine Wirkung später systematisch heraus (z. B. 1983). Ganz allgemein kann unter methodologischem Nationalismus die Annahme verstanden werden, dass die Nation oder der Staat die natürliche soziale und politische Form der modernen Welt ist (Wimmer/Glick Schiller 2002: 302). Die *Imago Nation*, also die unbewusst existierende Idealvorstellung modernen Zusammenlebens, um es in Anlehnung an die ‚*Imagined Communities*‘ von Anderson (2003 [1983]) auszudrücken, entfaltete zwar eine universale Wirkung, schlug sich aber in einzelnen Disziplinen und Forschungsprogrammen sehr unterschiedlich nieder. Während die Geografie sich insbesondere mit der Problematik des methodologischen Territorialismus beschäftigte (vgl. Johnston/Thrift 1996; Boeckler 1999), haderten Migrationsforschungen mit der Paradoxie, dass Migration und Migranten als Problem durch den Nationalstaat konstituiert werden. Das bedeutet, dass die Migrationsforschung einerseits Nationalstaaten nicht fraglos als Behälter für alle soziale Beziehungen verwenden darf, sich aber andererseits auch der Besonderheit des Nationalstaats bewusst sein muss. Doch wie Wimmer und Glick-Schiller bemerken, war das sozialwissenschaftliche Interesse an nationalstaatlichen Logiken gering:

„Whether Parsons and Merton or Bourdieu, Habermas and Luhmann, none of these authors discusses in any systematic fashion the national framing of states and societies in the modern age. Interestingly enough, such nation-blind theories of modernity were formulated in an environment of rapidly nationalizing societies and states, sometimes, as was the case with Max Weber and Emile Durkheim, on the eve or in the aftermath of nationalist wars.“ (Wimmer/Glick Schiller 2002: 304)

Zwar wird man bei den genannten Autoren erhellende Passagen zum Thema finden, doch die Systematik fehlte tatsächlich lange. Auch Luhmann hat das problematische Auslassen der nationalen Thematik in ‚*Metamorphosen des Staates*‘ (1995b: 101) erkannt und die semantische Karriere des Staatsbegriffes untersucht. Der Nationalstaat gilt ihm als eine segmentäre Differenzierung des politi-

schen Systems (1998a). Ebenso selten fand das Thema ‚Nation‘ zu Beginn der Migrationsforschungen Beachtung (vgl. Thomas/Znaniacki 1958 [1918-1920]; Smith 1983: 24). Es war opportuner und damit auch leichter in Bezug auf horizontale Trennlinien, also in Bezug zu Konzepten von Klasse und Schicht, zu arbeiten. Dabei wurde aber verkannt, dass diese Trennlinien sich als Forschungsproblem auch aus dem Wohlfahrtsversprechen des Nationalstaates ergaben. Internationale Forschungen, die einen vielleicht auf die Kontingenz der nationalen Ordnung aufmerksam gemacht hätten, waren selten, zumal dazu Sprachkenntnisse, interkulturelle Kompetenz und vieles andere mehr nötig sind (Smith 1983: 25f.).

Nachdem der Forschungsblick neu justiert worden war, brachten die unterschiedlichen Disziplinen faszinierende Studien hervor. Sie zeigten, wie Nationen, Identitäten und viele andere moderne Einheitskandidaten in kommunikativen Akten produziert wurden und werden. Wimmer und Glick-Schiller beschreiben den Nationenbildungsprozess entlang der drei Dimension ‚Ignorieren‘, ‚Naturalisieren‘ und ‚territorial Limitieren‘ (2002). Der Geograf Gregory (1994, 1998) hat auf die epistemologischen Wurzeln des Eurozentrismus hingewiesen und vier ähnliche Praktiken unterschieden, die zur Imago eines Europas als natürliche Einheit führten: Raum und Zeit mussten verabsolutiert werden, die Welt wurde zur Schau gestellt, das Subjekt normalisiert und Kultur galt es von Natur zu separieren. Es gibt mehr solcher Gliederungen mit je unterschiedlichen Fokussen, die nebeneinander stehen können (vgl. Fulcher/Scott 1999: Kap. 12; Bauman 1998; Smith 1979). Sie zeigen alle mehr oder weniger an, wie sakrale und hoheitliche Hierarchien verschwanden, eine Nation an eine gemeinsame Herkunft und Zukunft zu glauben begann und als Nation ihre Identität an den Grenzen des Territoriums zu verteidigen versuchte. Das Territorium wurde als realer Boden der Schicksalsgemeinschaft imaginiert und an den Grenzen musste die Gefahr der Vieldeutigkeit, die aus überlappenden Souveränitäten erwachsen konnte, gebannt werden (vgl. Bauman 1998: 319; Wimmer 1999: 512; Elden 2005).

Sobald die Solidargemeinschaft über den persönlich erfahrbaren Horizont hinaus auf eine Nation ausgedehnt wurde, mussten auch die Zugehörigkeitskriterien reorganisiert werden. Wohlfahrtsstaatliche Solidargemeinschaften, die Armut-, Krankheits- oder Altersrisiken national teilen, regeln dies gewöhnlich über die Staatsbürgerschaft und lassen den Staat darüber entscheiden, wer dazu gehört und wer nicht. Von dort zur nationalstaatlichen Migrationskontrolle ist es nur noch ein kleiner, aber logischer Schritt (vgl. Wimmer 1998, 1999).¹³ Die 1999 in

13 Die Ausbreitung des Nationalstaats als politische Einheit entfaltet ihre Relevanz selbstverständlich nicht nur für Migranten. Ein anderes Beispiel: Nationen als agierende Einheiten finden sich in Fichtes Ausführungen über Selbstbestimmung ebenso wie in der Idee des Völkerbundes. Allerdings steht der Forderung des US-amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson, dass Selbstbestimmung keine leere Phrase sei, sondern ein imperatives Handlungsprinzip, eine Welt entgegen, die diese

Deutschland geführte Diskussion um die doppelte Staatsbürgerschaft zeigte, dass diese Rechtsfrage in der Politik mühelos emotionalisiert werden kann (Gernier 2002). Und das, obwohl die staatsbürgerschaftliche Reinform faktisch durch eine „multikulturelle/multinationale Mitgliedschaftspolygamie“ ersetzt wurde (Nassehi/Schroer 2000: 50). Während diese Fragen für Migranten mit alltäglichen Schwierigkeiten verbunden sein können, ist den meisten Normalbürgern der europäischen Nationalstaaten nicht bewusst, dass die Regelungen, denen sie ihre Staatsangehörigkeit verdanken, überhaupt ein Problem darstellen und dass sie im Prinzip auch anders aussehen könnten (Fijalkowski 1997: 364).¹⁴ Die rückblickend so eingängigen Beschreibungen von nationalen Schließungsprozessen und die aktuelle Betrachtung einer faktischen Mitgliedschaftsvielfalt sind richtig und zugleich gefährlich suggestiv. Denn eine solche Gegenüberstellung unterstellt gelegentlich, dass der Nationalstaat nur hier und heute perforiert wird, obwohl die Kunst des Nationalstaates wohl schon immer darin bestand, eine Balance zwischen Schließung und Öffnung zu halten.

Die neue epistemologische Sensibilität in Bezug auf den Gegenstand und in Bezug auf sozialwissenschaftliches Wissen kann für Migrationsforschungen als Gewinn gelten. Die Offenlegung von Beobachtungsperspektiven untergräbt wissenschaftliche Erkenntnisse nicht, sondern macht sie vertrauenswürdiger und erleichtert auch den interdisziplinären Austausch (vgl. Bommes/Morawska 2005: 4). Migration erlaubt wie kaum ein anderes Thema die Einnahme von vielen unterschiedlichen Perspektiven, von denen keine universelle Gültigkeit beanspruchen kann. Disziplinäre, nationale, zeitliche oder andere Signaturen in Migrationsstudien gilt es zu erkennen. Eine so verstandene Migrationsforschung wird sich ihrer eigenen Prämissen gewahr werden, wird vielleicht erkennen, dass Migranten im Interview über Diskriminierung reden, weil sie erwarten, dass Wissenschaftler von ihnen das und nichts anderes erwarten.

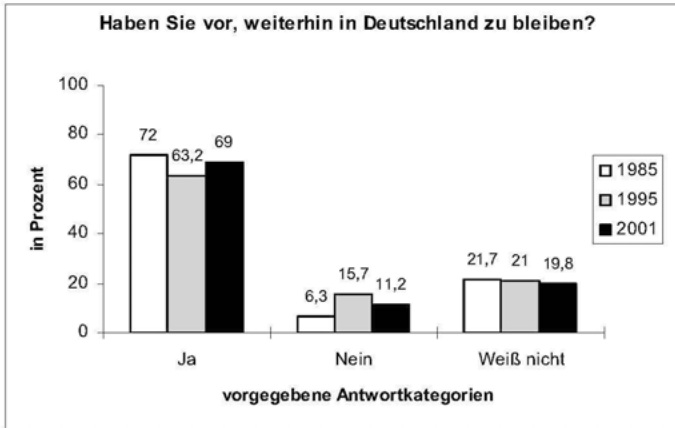
Ein so geschärfter Blick erkennt leicht, wenn Migranten als zwischen zwei Nationen stehend betrachtet werden. Ein Beispiel in Bezug zu Post-Jugoslawien soll dies verdeutlichen. Die Frage nach Bleibe- und Rückkehrabsichten gehört zum klassischen Inventar der Migrationsforschung, die in der Antwort einen Indikator für die persönliche Zufriedenheit und die Integration von Migranten erkennt, die Zufriedenheit also vom nationalen Wohnort abhängig macht. Dabei vergisst der Fragende, dass die Frage die nationale Weltordnung entstehen lässt.

Eindeutigkeiten nicht zu bieten hat (Moynihan 1993: 80). Und schon damals wurde kritisch interveniert, Wilsons Sekretär merkte an: „When the president talks of self-determination, what unit has he in mind? Does he mean a race, a territorial area or a community? Without a definite unit, which is practical, application of this principle is dangerous to peace and stability“ (Wilson's Sekretär (1918) in Moynihan 1993: 82).

14 Einen vertieften Einblick über den Wandel bei Staatsangehörigkeitsrechten im Kontext moderner Migration gibt Masing (2001).

Wörtlich lautet die Frage: „Haben Sie vor, weiterhin in Deutschland zu bleiben?“ Als Antwortkategorien waren ‚Ja‘, ‚Nein‘ und ‚Weiß nicht‘ vorgegeben.

Abbildung 1: Bleibeabsichten von Migranten aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens in Deutschland (Venema/Grimm 2002b: 155)



Die Frage produziert keine validen Ergebnisse. Zunächst einmal sind die zeitlichen Schwankungen schwer zu interpretieren, weil unterschiedliche Fragedesigns Verwendung fanden. Darüber hinaus wird weder in der Frage noch in der Antwort oder Interpretation die Möglichkeit betrachtet, dass eine Lebensplanung in Deutschland *und* im Ausland geplant wird. Solche Pläne können nicht erfasst werden und verstecken sich teilweise in der Kategorie ‚weiß nicht‘. Auch die Interpretation geht nicht über die Reproduktion der selbst hervorgerufenen Unsicherheit hinaus:

„Ähnlich wie schon 1995 ist rund ein Fünftel der ausländischen Befragten [...] unsicher ob der eigenen Zukunftspläne. Diese Unsicherheit verstärkt sich bei der konkreten Nachfrage, wie lange sie denn beabsichtigen, in Deutschland zu bleiben. Zwar sind wie in früheren Jahren annähernd gleich viele Griechen (55,1%), Türken (56,1%) und Italiener (59,2%) und ehemalige Jugoslawen (63,2%) fest entschlossen, für immer in Deutschland zu bleiben. Es gibt aber auch einen beträchtlichen Anteil an Ausländern, die keinerlei Vorstellung über die Dauer des weiteren Aufenthalts in der Bundesrepublik haben.“ (Venema/Grimm 2002a: 60f.)¹⁵

15 Solche Fragen gehören noch immer zum Standardrepertoire. Vgl. dazu die Studie über die Lebenssituation von türkischen Migranten in Nordrhein-Westfalen, in der die gleiche Frage mit einem ähnlichen Ergebnis und einer fast identisch Interpretation zu finden ist (Zentrum für Türkeistudien 2000).

Die Dopplung der nationalen Weltordnung zwingt zu einem wenigstens kursorischen Blick auf die Rolle der Wissenschaft im Nationenbildungsprozess. Die Herausbildung der modernen Sozialwissenschaften verlief nicht bloß parallel zu nationalen Schließungsprozessen, sondern stand in einem wechselseitigen und konstitutiven Verhältnis dazu. Die Wissenschaft übernahm die neu entstehenden Verwaltungslogiken. Es verwundert also nicht, dass zum Beispiel die Wurzeln der historischen Migrationsforschung in der Demografie und deren Vorläufern, also den Kameral- beziehungsweise Staatswissenschaften zu finden sind (vgl. Bade 2004 [2001]: 37). Und es verwundert in diesem Zusammenhang auch nicht, dass Konzepte wie Überbevölkerung und Bevölkerungsdruck so lange in Deutschland als Erklärung für Migration verwendet wurden, obwohl sie so denkbar wenig erklärten. Ehmer (2005) sieht den Grund für die Persistenz daher nicht in ihrem Erklärungspotenzial, sondern in ihrer normativen Aussage, wonach Dinge in eine bestimmte Ordnung zu passen haben und somit von den Nazis als Handlungsgrund verwendet wurden. Taylors Argument, dass Sozialwissenschaftler die räumlichen Einheiten auf denen sie ihre Forschungen aufbauten nicht erfunden hätten, steht auf tönernen Füßen und seine Aussage, dass sie um 1900 lediglich auf die Welt um sie herum reagierten, ist in dieser Allgemeinheit nicht zu halten (Taylor 1996: 1919). Die Sozialwissenschaften waren an nationalen Schließungen, Homogenisierungen und Territorialisierungen aktiv beteiligt. Und obwohl die Geografie in Standardwerken zum Nationalismus kaum Erwähnung findet, trug auch sie ihr Scherflein zur Nationenbildung bei. In Deutschland geschah dies während der Formationszeit des Deutschen Reiches nach 1871, als sich die Geografie in Zusammenarbeit mit der Schulgeografie selbst profilierte (vgl. Sandner 1994). Im Rahmen der nationalen Schulgeografie und trotz fachinterner Diskussionen und ‚wideriger naturräumlicher Gegebenheiten‘ schuf sie ein Deutschland.

„Mit der Positivierung [der] Zerrissenheit als *Vielfalt* in der *Einheit* und der Aufwertung der Triade Flachland, Mittelgebirge, Hochgebirge zur *Harmonie* eines landschaftlichen ‚Dreiklangs‘ gelang es jedoch, auch Deutschland (von der Kanalküste bis an die Weichsel, von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen) als eine im Relief begründete Nation zu legitimieren, wengleich in ihren ‚natürlichen Grenzen‘ weit weniger gut ausgeprägt als andere Nationen.“ (Schultz 2000: 12)

Diese aus nationalstaatlicher Sicht gelungene Transformation ist keine Selbstverständlichkeit. Im hier immer auch zu beachtenden Fall der Nationenbildung des ehemaligen Jugoslawiens fällt kontrastiv auf, dass eine nationale Einigung des ersten Jugoslawiens über die Bildungsorganisation Schule scheiterte. Für die ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts muss festgestellt werden, dass den Schülern kein einheitliches Jugoslawien präsentiert wurde, sondern serbischer, kroati-

scher oder slowenischer Nationalismus in den Schulbüchern dominierte (Jakir 2001: 313).¹⁶

Krude wissenschaftliche Antworten auf Bevölkerungsfragen zeigen, dass Migrationen lange Zeit als die Einheit von Territorium, Volk und Staat störende und gefährdende Prozesse empfunden und betrachtet wurden (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2002: 310). Migrationen galten als ein *vorübergehender* Ausdruck von zwischengesellschaftlichen Spannungen, die zu neuen Gleichgewichtssituationen führen sollten. Eine Betrachtungsweise, die zeitlos zu sein scheint und Migrationen als Ausnahme und nicht als Regel erscheinen lässt (vgl. Lucassen/Lucassen 1997: 9). „Describing immigrants as political security risks, as culturally others, as socially marginal and as an exception to the rule of territorial confinement, migration studies have faithfully mirrored the nationalist image of normal life“ (Wimmer/Glick Schiller 2002: 325). Herders Vorstellung von Nationen als glückliche Synthesen von äußerem Ort und innerem Charakter der Völker wurde in der Geografie aufgegriffen. Völker sollten nebeneinander und nicht über- oder gar durcheinander leben. Weil auch die Geografie wusste, dass nicht alle Völker immer dort gelebt hatten, wo sie gegenwärtig lebten und ihren legitimen und natürlichen Platz zu haben glaubten, musste sie eine Erklärung für die (Völker-)Wanderungsfrage finden. Die Lösung lag im Konzept einer Art Wahlverwandtschaft zwischen Land und Volk oder in einer prästabilisierenden Harmonie, „die das Volk jedoch erst nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum *herausfinden* musste [...]. Wurde ein ‚dunkles Bewusstsein‘ von dieser Harmonie auf einem bestimmten Erdfleck geweckt, so hatte das Suchen für dieses Volk ein glückliches Ende gefunden, und die Entwicklung zur *Vervollkommung* seines Verhältnisses zur umgebenden Natur (Herders ‚Maximum‘) konnte beginnen“ (Schultz 2000: 10). Schultz zitiert bis ins Jahr 1833 zurückreichende Quellen, sodass der Bogen von damals bis heute sehr straff gespannt werden müsste, um hier Kontinuitäten aufzuzeigen. Auch hat Schultz darauf verwiesen, dass andere bereits auf die Probleme der willfährigen Übernahme normativer Agenden in der Geografie aufmerksam gemacht haben – Walter Sperling 1969 zum Beispiel (Schultz 1998: 111). Doch es ist nicht vermessen, zu behaupten, dass diese Denklinie abgeschwächt nachwirkt und dass internationale Migrationen im Alltag noch immer mit den Konzepten, Modellen und Annahmen des 19. Jahrhunderts betrachtet werden (Massey et al. 1993: 432).

All dies zeigt, dass methodologische Revisionen überfällig waren, doch die Frage, ob diese Revisionen dazu zwingen, ganze Wissensbestände zu ignorieren, bleibt bestehen. Die Übersichtsdarstellung soll mit dieser offenen Frage enden. Chancen und Fallstricke sind jedenfalls ausreichend benannt worden.

16 Damit sind keine Veränderungen zu der Zeit am Ende des 19. Jahrhunderts festzustellen, als Serbien seine territorialen und nationalen Ansprüche in die Schulbücher hineinschrieb: Istrien galt dort zum Beispiel als die größte serbische Halbinsel und die katholische, muslimische und orthodoxe Bevölkerung Bosnien-Herzegowinas wurde differenzlos als serbisch beschrieben (Jelavich 1983).